

**Literaturpanorama Nr. 4** von Prof. Dr. Rüdiger Bernhardt vom 15. April 2022

*Liebe Leserinnen, liebe Leser,  
liebe Literaturinteressierte und Mitglieder der Vogtländischen Literaturgesellschaft Julius Mosen.*

***Es ist Ostern, Ostern 2022 –  
ein Fest der Auferstehung und des Erwachens, nicht nur für Christen.***

*Aber die Wirren der Zeit werden zu diesen Ostern nicht weniger werden. Dabei ist das Fest, das höchste für die Christen, für alle geeignet, sich auf Werte wie Menschlichkeit, Frieden, Freude und Naturbegeisterung zu besinnen und zu bedenken, dass nicht immer mehr und immer größere Waffen einen Weg zum Frieden ebnen, sondern in den Untergang von immer mehr Menschen führen.*

*Vor 200 Jahren, am 22. April 1822, schrieb Goethe an den Schriftsteller und Komponisten Johann Friedrich Rochlitz, dass es dessen besondere Gabe sei, „in Augenblicken wo uns die Sinne vergehen“ „das Unerträgliche in der Gegenwart zu schildern“. Und Goethe kündigte an, ihm als Gegengabe „einen treuen Abriss meiner wunderlichen Militärlaufbahn“ zu senden; „auch durch diese Erbkrankheit der Welt musste ich einmal durch, damals ging ich der Weltgeschichte entgegen, nachher hat sie uns am eigenen Herd aufgesucht“.*

*Die Situation hat sich seither nicht grundsätzlich geändert. Die Literatur ist geeignet, um sich in solchen Zeiten auf den Frieden zu konzentrieren, ein Beispiel ist Goethes **Faust**.*

Fausts *Osterspaziergang* ist die bekannte Szene, in der Faust die erwachende Welt erklärt und ein Bild des Friedens beschwört:

„Das Volk zieht anlässlich des Osterfestes ins Freie und in die Ausflugsgaststätten hinaus. Aus den ‚Spaziergängern aller Art‘ (vor V. 808) werden Handwerksburschen, Dienstmädchen, Schüler und Bürgermädchen – die Jungen –, die zwischen Bettlern und Bürgern – den Alten – stehen. Soldaten beschließen singend die Revue, die die Eroberung von Burgen der von Mädchen gleichsetzen; sie stehen nicht für Krieg und Tod, sondern für das bunte farbenprächtige Bild aus dem Volksleben. Die verschiedenen Stände und sozialen Gruppen erinnern an die Maskenzüge, für die Goethe Text und Ablauf am Weimarer Hof zu schreiben hatte. Mit seinem Famulus Wagner unternimmt auch Faust einen Osterspaziergang und wird von den feiernden Bauern begrüßt und geehrt. Die von Faust erkannte Auferstehung von Natur und Mensch ist teilweise eine Illusion, denn Spießigkeit und Beschränktheit der Bürger stehen ihr entgegen. Die Bürger haben ihre größte Freude, „wenn hinten, weit, in der Türkei,/Die Völker aufeinander schlagen./Man steht am Fenster, trinkt sein Gläschen aus/Und sieht den Fluss hinab die bunten Schiffe gleiten“ (V. 862 ff.). Diese Meinung wird von einem weiteren Bürger bestätigt: Der Tod anderer und die Wirren der Welt sind bedeutungslos, die Hauptsache ist, „zu Hause bleib‘s beim Alten“ (V. 871). Dahinter verbirgt sich die reale Gefahr der Bedrohung Europas durch die Türken, die unter Suleiman II. 1521 Belgrad eroberten und danach bis nach Wien vordrangen.

Faust bedenkt in diesem dritten Monolog nach Beginn des 1. Teils nicht mehr den Tod. Ostern erscheint in seinem doppelten heidnisch-christlichen Sinne als die Wiedergeburt des Lebens, dem Faust ein soziales und philosophisches Programm gibt; es weist neben aufklärerischen auch revolutionäre Ideen auf. Das sich in der erwachenden Natur ergehende Volk stimmt mit der Natur, der unbegrenzten Freiheit, überein, die sein ‚wahrer Himmel‘ ist (V. 938) und den Einzelnen zum Menschen macht. Ob Faust das auf sich bezieht, bleibt offen: Der berühmte Vers

Zufrieden jauchzet Groß und Klein:  
Hier bin ich Mensch, hier darf ich‘s sein!“ (V. 940)

ist, der Doppelpunkt signalisiert es, das zufriedene Jauchzen von ‚Groß und Klein‘ (V. 939), nicht die Selbstbestimmung Fausts.

Beim Osterspaziergang irrt sich Faust wie später mehrfach in seinen Überlegungen und Wünschen: Was er zu sehen meint, ist pure Äußerlichkeit und entspricht seinem Zustand des Wiedereintritts ins Leben. Der historische Hintergrund – es ist die Zeit des Bauernkriegs, der Reformation und der Türkenkriege (1526 besiegen die Türken ein ungarisch-böhmisches Heer, 1529 wird Wien belagert) – ist anders und lässt das Volk leiden. Wem es gut geht, der interessiert sich nicht für die Leiden wie die genannten Bürger. Faust durchschaut deren Beschränktheit, Gleichgültigkeit und Gefühllosigkeit nicht und erblickt nur die ‚lustigen Nachen‘ (V. 932) auf dem Fluss. Wagner dagegen sieht das Volk kritisch, die bei seinen Lustbarkeiten entstehenden Geräusche (Fiedeln, Schreien, Kegelschieben) sind ihm ‚ein gar verhasster Klang‘ (V. 946).

Faust sieht in der ländlichen Stimmung ‚des Volkes wahren Himmel‘ und erkennt, dass dieses Volk politisch und sozial kaum interessiert ist, dass es sich den Lustbarkeiten hingibt und das damit das Menschsein auf eine Stufe reduziert wird, die aus vorbürgerlicher Zeit stammt. Mit seiner Vorstellung vom ‚Ebenbild der Gottheit‘ hat das kaum noch etwas zu tun. Wagner, der nur Sachverhalte gelten lässt, relativiert Fausts pathetische Hochstimmung, indem er das Volk ‚wie vom bösen Geist getrieben‘ (V. 947), also jetzt schon in den Fängen des Teufels sieht.“

Vgl. Rüdiger Bernhardt: Johann Wolfgang von Goethe. *Faust I*. Hollfeld: C. Bange Verlag 2021, 14. (insgesamt 24.) Auflage, S. 38 u.a.

***Das Osterfest war Anlass, das heutige Literaturpanorama angemessen zu eröffnen. Aber es bleibt der Wunsch, den ich Ihnen senden möchte: ein ruhiges, friedliches und hoffnungsvolles Osterfest.***

---

Zum *Literaturpanorama* im März gab es mehrere Mails. Der Dresdner Verleger Heinz Freiberg schrieb z.B. am 30. März 2022: „Ihre informativen Panoramabeiträge sind mir ein stets willkommener Lesestoff. So manches davon verlese ich im *Literarischen Salon* in der Volkshochschule Dresden.“

Wir bedanken uns für die freundliche Aufnahme und erwidern das mit Respekt vor den Leistungen der *Edition Freiberg*, der auch in diesem Panorama wieder Aufmerksamkeit gehört.

Im Folgenden werden Artikel, Notate und Marginalien mitgeteilt zu George Sand, Julius Mosen (Siegfried Martin, Volker Müller), Heinz Freiberg, Stephan Hermlin, Thomas Rosenlöcher und Fred Ufer (Zuarbeit von Thorald Meisel).

## *Aktuelles und Neuerscheinungen*

### **George Sand: *Gabriel*. Ein Dialogroman**

Georg Sand gehört zu den heute unbekannteren französischen Schriftstellerinnen, die aber im 19. Jahrhundert weltberühmt und erfolgreich wie Victor Hugo und Honoré de Balzac war. Man suchte bei ihr auch in politischer Hinsicht Rat, denn sie war sowohl aufgeklärt als auch frühkommunistisch, von unbedingtem Freiheitswillen ebenso beseelt wie vom Recht der Individualität und dem der Geschlechter. - Georg Büchner nutzte ihr Werk für sein Stück *Leonce und Lena*, wo er die meist unkommentierte *Vorrede* von ihr entlehnte und so ein Programm für sein Stück vorgab.

Ihr Roman *Gabriel* ist in Deutschland weithin unbekannt. Nun liegt er vor. Es ist ein typisches Werk der Autorin, die auch vor kriminalistischen Inhalten und erschreckenden Effekten nie zurückschreckte.

Der siebzehnjährige Gabriel de Bramante, der in Abgeschiedenheit streng erzogen wurde, um den Charakter der für einen Fürsten erwünschten Männlichkeit ausbilden zu können, erfährt am Ende dieser Erziehung Außergewöhnliches: Seine Erziehung und Ausbildung diente der Vorbereitung auf die Übernahme der Herrschaft, die immer in der männlichen Erbfolge zweier Familien der fiktiven Herrscherfamilie Bramante – der Name war der Beiname des Architekten des Petersdomes - vergeben wurde. Die Erziehung unter den besonderen Bedingungen und mit unerbittlicher Konsequenz erfolgte, weil Gabriel tatsächlich kein Mann, sondern eine Frau, Gabrielle, war, was niemand wissen durfte, weil dann die Erbfolge auf den ärmeren und bedeutungsloseren Zweig der Familie übergegangen wäre; dort gab es einen männlichen Erben, Astolphe de Bramante.

Ein ungeheuerlicher Vorgang, der zudem Betrug war; es ging nicht um eine sinnvolle Ausübung der Macht, nutzend die Möglichkeit, dass eine Frau sie besser ausüben könnte, sondern es ging lediglich um Festigung des Besitzes und den weiteren Ausbau durch politische Macht. Die Frau durfte nicht Frau sein, um die Macht nicht zu verlieren. Das hieß auch – und brachte den für den Roman zweiten beherrschenden Konflikt – sie durfte nicht ihren Gefühlen, nicht der Liebe leben. Der Fürst nennt Gabriel/Gabrielle die Alternative: „Das glanzvolle Schicksal eines Fürsten oder die ewige Gefangenschaft des Klosters – Sie haben die Wahl!“ Die von Gabriel erstrebte „Freiheit vor allen Dingen.“ ist nur in der Unterwerfung möglich.

Das als „Dialogroman“ ausgewiesene Buch hat sich auch auf der Bühne in mehreren Aufführungen bewährt und bewährt sich gegenwärtig wieder. Der Stoff stammt aus der Renaissance; er weist die dort in Kunst und Literatur zu findende zugespitzte Spannung und zerstörerische Leidenschaft aus, er erinnert an Boccaccio, in Spannung und Charakterzeichnung der Betroffenen und der schmerzhaften Beschreibung des Bösen an Shakespeare, was auch Balzac meinte, als er 1842 den Roman *Gabriel* beurteilte: „Das ist Shakespeare.“ Die Dramaturgie Shakespeares findet sich in dem „Dialogroman“ nicht, es schimmert die Textstruktur der *Gespräche des göttlichen Pietro Aretino* (1534/38) durch.

George Sand (1804-1876) hieß eigentlich Amantine-Aurore-Lucile Dupin de Francueil und war die Urenkelin des französischen Marschalls Moritz von Sachsen, eines unehelichen Sohnes des sächsischen Kurfürsten August des Starken. Das irritiert, von ihrer Herkunft ließ sich in ihrem engagierten Leben und sozialem Wirken wenig spüren. Andererseits fasziniert, wie sie selbst ihr Leben gestaltete: Das Leben mit dem männlichen Pseudonym George Sand war ein Teil des Strebens, ein Leben unabhängig von Herkunft und Geschlecht zu führen oder anders: Sie wollte als Frau nachweisen, dass sie den Forderungen an den Mann als Alleinherrscher in Familie und Staat gerecht werden konnte. Der Konflikt, in den sie ihren Gabriel als Gabrielle stellte, war letztlich auch ihr Konflikt und der bestimmende zwischen den menschlichen Geschlechtern und er besteht, denkt man an Lohn und gesellschaftliche Wirksamkeit, bis heute. Die „Quotenreglung für DAX-Vorstände“ ist eines der absurd wirkenden Beispiele. George Sand war eine frühe Vorkämpferin für die Gleichberechtigung der Frau und sie verstand das als gesamtgesellschaftlichen Anspruch.

Den historischen Hintergrund für dieses Leben und für die zahlreichen Werke der Sand bildete das Frankreich des 19. Jahrhunderts, was zu einem Beispiel von Geschichtsumbruch und sozialen Bewegungen größten Umfangs wurde, reichend von Napoleons Niederlage in der Völkerschlacht bei Leipzig 1813 bis zur Pariser Kommune 1871. Julirevolution 1830, Revolution 1848 – von der Sand als bestimmendes Ereignis ihres Lebens empfunden. Das zweite Kaiserreich Napoleon III. und der Krieg von 1870/71 waren Stationen in diesem Ablauf. George Sand reflektierte die Ereignisse und dokumentierte sie mit ausgeprägtem sozialen Gespür und ständiger Erkenntnissuche bei den frühen Sozialisten in ihrem erstaunlichen Werk, bestimmt von dem Gedanken der sozialen und individuellen Freiheit.

1839 erschien in Fortsetzungen in der Zeitschrift *Revue des Deux Mondes* der Roman *Gabriel*. George Sand war stolz darauf, in dieser Zeitschrift veröffentlicht zu werden: „Die *Revue des Deux Mondes* war zu jener Zeit ein Sammelplatz für die Elite der Schriftsteller.“ Der Roman war bis vor kurzer Zeit in Deutschland unbekannt. Nun, da er von Elsbeth Ranke kongenial übersetzt, in einer stilischer angelegten Ausgabe in Deutsch vorliegt, verwundert es, dass das Werk bisher unbekannt geblieben ist. Das mag an der besonderen Form, dem „Dialogroman“ liegen – man könnte auch davon sprechen, dass es sich um ein Theaterstück handelt und es hat inzwischen auch den Weg auf die Bühnen gefunden. Es mag auch an der Härte des Konfliktes liegen, den der Leser vorfindet: Macht, hier ist es die aristokratische, aber bis heute findet man vergleichbare rücksichtslose Ansprüche, schreckt vor keinem Mittel zurück, um sich auszudehnen und dabei auf menschlich gewünschte Lebensbedingungen keinerlei Rücksicht zu nehmen. Lügen, gefälschte Dokumentationen usw. werden als unwiderlegbare Wahrheit inthronisiert. In dem in der Renaissance spielenden Roman geht es um den jungen Prinzen Gabriel des Bramante, der von einem strengen Erzieher und einem wohlwollenden Diener im Auftrag seines Großvaters zu männlicher Härte und ritterlichem Verhalten erzogen wird. Er soll alles beherrschen, was ein Herrscher einmal können muss, um seine Macht auszuüben und zu erhalten. Eine besondere Rolle dabei spielt der Gegensatz „von der ruhmreichen Stellung des Mannes“, der Freiheit und Macht repräsentiert, und „der Schmach der weiblichen Rolle in Natur und Gesellschaft“, die von „Schwäche und Dienstbarkeit“ gekennzeichnet ist. Als Gabriel erfährt, dass er diesem Konflikt ausgesetzt war, nun aber sich entscheiden muss, ob er der Macht dient oder seiner Neigung und Liebe folgt, die auch noch dem wirklichen Erben gilt, der durch ihre Erziehung betrogen wurde, entschließt sie sich, ein Mann zu bleiben und alle damit anstehenden Auseinandersetzungen durchzustehen. Das endet tragisch; Gabrielle wird als Gabriel ermordet, nachdem er sich als Mann im Duell bewiesen hat.

Das Nachwort von Walburga Hülk gibt Hinweise zu Sands politischer links orientierter Entwicklung, weist auf ihre Beziehungen zu Heinrich Heine hin und anderes. Dagegen wird Georg Büchner nicht genannt. – George Sand bezeichnete Heine als ihren Freund, der sie zu Spinoza geführt und auf die Einheit von philosophischer Lehre und persönlicher Lebensführung hingewiesen habe: „Sein Privatleben war tadellos; es ist rein und fleckenlos geblieben, wie das seines göttlichen Verwandten Jesu Christi.“ Diese einfachen Worte ließen mich Spinoza lieben.“ (*Briefe eines Reisenden*, Band 3) Diesen bisher in Deutschland weitgehend unbekanntem Roman der George Sand in einer schönen, geradezu gediegenen Ausgabe herausgebracht zu haben ist das Verdienst des Reclam-Verlages, der sich auf eine sehr gute Übersetzung stützen konnte.

Dass dieser Roman nicht nur von atemberaubender Spannung ist, sondern seine Konflikte heute noch so tödlich und vernichtend sind wie vor fast 200 Jahren und sich noch keine gesellschaftlichen Beziehungen entwickelt haben, in denen der Mensch als soziales Wesen und nicht eine bedingungslos durchgesetzte Macht das Ziel des gesellschaftlichen Wirkens ist, ist eine weitere dringend zu lösende politische und moralische Aufgabe.

Georg Sand: *Gabriel*. Ein Dialogroman. Aus dem Französischen übersetzt von Elsbeth Ranke. Mit einem Nachwort von Walburga Hülk. Ditzingen: Philipp Reclam jun. Verlag 2022, 176 S., 18,-€

## **„Was jetzt geschieht, geschieht uns.“**

*Eine Anthologie, gewidmet Anna Seghers*, hrsg. von Heinz Freiberg

Die 13. Anthologie aus dem Verlag *Edition Freiberg* in Dresden wird herausgegeben von Heinz Freiberg, der einige Jahrestage seines dem Druck und der Literatur gewidmeten Lebenslaufes beiträgt: *An einem Tag im Jahr*, in der Tradition von Christa Wolf. Die Anthologie wurde im Dezember 2019 beschlossen und Anna Seghers gewidmet, ein Vorsatz, der sich bewährte. Annas Seghers' Dichtung war eine Dichtung der Kämpfe, aber auf Hoffnung wurde nie verzichtet, auch in schwersten Zeiten nicht, wie sie damals waren.

Als man im Kreis der Dresdner Autorinnen und Autoren sich zu dieser Anthologie entschloss, wusste man nicht, in welche Zeiten man sich hineinbewegte: Corona bestimmte ab März 2020 das Leben und deshalb auch die Anthologie. Die Pandemie wurde ein wichtiges Thema; die Anthologie wurde zu einer Dokumentation vielfacher Betroffenheit. Gisela Hunger, promovierte Lehrerin, gab der Seuche den richtigen Namen: „Früher nannte er (der Tod, R.B.) sich Pest, jetzt heißt er Corona.“ Das erinnert an den Titel des überaus erfolgreichen Gedichtbandes *Corona – die Rückkehr der Pest* (2021) von Jörg M. Pönnighaus, Mitglied unserer *Vogtländischen Literaturgesellschaft Julius Mosen*. – Joachim Lippold (geb. 1948) geht, ganz Wissenschaftler, ausführlich und gestützt auf authentisches Material dem Ausbruch von Corona und dem Anfang der Gegenmaßnahmen nach, vergleicht diese Darstellung vom Ausbruch von Corona mit Positionsbestimmungen der A.S. zu Krieg und Vernichtung und ihre Ratlosigkeit gegenüber der „Torheit“ derjenigen, die vom Kriege verschont geblieben sind, aber „nichts dazu gelernt haben“. Krieg und Corona erscheinen als zwei Seiten einer Medaille und der Umgang mit ihnen vergleichbar. Dem wissenschaftlich angelegten Bericht steht die private, erschütternde Dokumentation im Tagebuch ebenso gegenüber (Vera Richter, geb. 1040) wie die ironisch gebrochene, manchmal bitterböse, auch manchmal ungerechte Beschreibung scheinbar unverständlicher Vorgänge (Winfried Rochner).

Bereits zur Silvesterfeier 2019/20 gab es Ahnungen einer „schwierigen Zeit“ (Anja Hahn, geb. 1971), die sich schnell bestätigten. Als die Anthologie 2021 abgeschlossen wurde und erschien, ahnte man nicht, dass die Schmerzen und Nöte nicht weniger wurden, sondern sich nochmals übersteigerten in den Kämpfen in der Ukraine. Langsam ist die Befürchtung zu spüren, unkluges und machtherrliches Fordern ohne Zwänge zum Miteinander-Reden auszumachen könnte noch größere Vernichtung bringen.

Über eine frühe Phase menschheitlicher Bedrohung durch die Pandemie ist diese Anthologie ein wertvolles Dokument, in das Zeitgeschichte eingeschrieben wurde, manche erlebt, manche erahnt. Bei einer solchen Zeitreise war Anna Seghers als Gestalt historischer Größe und entschiedener Warnung die richtige Wahl, sie war selbst durch gewaltige Erschütterungen gegangen, hatte jedoch die Hoffnung nie verloren und ihr Wahlspruch, für die Anthologie entnommen dem berühmtesten ihrer Werke, dem *Siebten Kreuz*, - „Was jetzt geschieht, geschieht uns.“ – konnte treffender nicht gewählt werden.

Eingestreut zwischen die Texte finden sich sogenannte Fundstücke, in denen der Herausgeber Texte von und über Anna Seghers beigesteuert hat, die er auf seiner Suche nach den Umrissen zu einer solchen Anthologie fand. Johannes R. Bechers Gedicht *A.S.* ist darunter – „Wir schaun von fern in deinen Traum hinein, / als würden unsere Heimat wir erblicken.“ – auch Christa Wolf, Zitate von A.S. über Brecht, Amado und Neruda, Titelblätter von Veröffentlichungen, eine Karikatur und andere Dokumente. Charlott Ruth Kott (geb. 1937) wandte sich als Jugendliche an A.S. und bekam, wie vieoe andere auch, ermutigende Worte von ihr geschrieben. Die Umsetzung des Rates allerdings war irritierend: Ein Seghers-Brief als Legitimation zur Republikflucht.

Auszüge aus dem *Siebten Kreuz* erweisen sich für die Anthologie als verstörend aktuell: Brigitte Bringezu (geb. 1945) dokumentiert Prozesse, die sich seit 2015 vollziehen, Ängsten und Zwängen ebenso folgend wie Sehnsüchten und Hoffnungen. Und sie stellt fest: „Die Spaltung der Gesellschaft und die Verwerfungen werden jetzt täglich immer sichtbarer.“ Sie dokumentiert, dass das nichts Zufälliges, sondern etwas Gewolltes ist: Der einflussreiche US-Wissenschaftler und „Werbebotschafter“ Yascha Mounk wird von ihr zitiert, der schon 2015 die Verwandlung einer „monoethnischen“ in eine „multiethnische“ Demokratie als „ein historisch einzigartiges Experiment“ bezeichnete. Diskussion wäre wünschenswert und dringlich.

Gefälliges und Beruhigendes findet sich in dieser Anthologie relativ spät, sie wird zur Problemdokumentation eines bereits länger anhaltenden Prozesses, in dem die Gegenwart ein erschütternder und beängstigender Höhepunkt ist, der noch nicht den Abschluss darstellt.

Ein Eindruck stellt sich durchgehend ein: Die Texte, vielfältig in Inhalt und Form, haben oft den Charakter des Prozesshaften, Unfertigen, des Getriebenen und Suchenden. Da zerfallen gefügte Rhythmen in einem Gedicht von Matthias Albrecht (geb. 1961), bei dem bereits der Titel die Unruhe des lyrischen Subjekts mitteilt (*Jetzt sind wir dran*), und was sich zuvor als Gedicht präsentierte zerfällt in verwirrende Versatzstücke:

„Stattdessen nur Gerüchte und / Verschwörungstheorien in Massen. /  
In China hat – so tat man kund - / Das Zeug irgendwer losgelassen.“

Fast verzweifelt klingen die warnenden Rufe an die Menschen, die Erfahrungen der Vergangenheit nicht preiszugeben („Aufgeben ist keine Option ... Auf die Alten sollte man hören“ fleht geradezu Thekla Batereau (geb. 1947), eine der erfolgreichen Autorinnen des Verlages; sie erinnert an Selbstverständliches, was vergessen zu werden droht).

Was konstant ist, sind Erinnerungen, die vielfältig mitgeteilt werden. Sie betreffen meist die schreckliche Kriegszeit, die entbehrungsreichen Nachkriegsjahre, immer wieder, immer mit der gleichen bitteren Note und verschaffen die immer wieder bittere Erkenntnis, dass die Menschen nichts lernen. Im Gegenteil: Heute werden Menschen, die „weggeworfene Lebensmittel“ retten und nutzen wollen „als Diebe gebrandmarkt und bestraft“ (Siegfried Buschmann, geb. 1941). - Dass auch die Vereinigung der beiden deutschen Gesellschaften nach 1989 mehrfach in den Blick gerät, ist kein Zufall: Sie kann nur wenig zu einer anderen Sicht auf die Entwicklung beitragen, mit ihren „sogenannten ‚Treuändern‘, die uns und unser Land verkauften“. Hoffnung? Sie findet sich selten, manchmal will sie sich stützen auf Geschichtliches, z.B. den 75. Jahrestag der Befreiung des Konzentrationslager Auschwitz (Christine Heyne, geb. 1945): Die Verfasserin hoffte auf „hundert Jahre Frieden in Deutschland“ und ahnte nicht, wie brüchig diese Hoffnung ein Jahr später bereits war. Manchmal wird doch die Literatur als Hoffnungsträger erwähnt, aber seltener als früher:

„Wenn die Gedichte kommen  
Muss schweigen der Mensch  
Da ihr Rhythmus ihn neu erdet“

(Hannelore Crostewitz, geb. 1955)

Von Jürgen Kögel (geb. 1937), dem bekanntesten Namen in der Anthologie, finden sich schöne Gedichte, von denen eines (*An die Musik*) Hoffnung aus der Musik bezieht. Aus Hölderlins *Brot und Wein* bezieht der Pfarrer Friedemann Steiger (geb. 1938) in einer umfangreichen Interpretation Anregung, Trost und Hilfe in der durch Corona entstandenen Lage, die sich in größerer Enge vollzieht als Hölderlins „ruhende Stadt“ voller Schönheit und Frieden und „Freuden des Tages“. Musik und Hölderlin sind Ausnahmen, um Trost zu finden und Hilfe durch die Kunst zu bekommen. –

Manchmal finden sich Beiträge in der Anthologie, in denen Erzählen und Unterhalten zum Selbstzweck wird und Texte zuerst unterhalten wollen (Barbara Kocourek, geb. 1946, Marion Lange, geb. 1961). Was gefällig sein könnte und auch ist, nimmt sich im Umfeld der Seuche fremd aus, was nichts gegen die Texte sagt, aber etwas über die Zeit..

Die Sammlung ist ein beeindruckendes Werk, das ebenso aufrüttelnd wie erschütternd wirkt, denn: Die Beiträge der Anthologie machen kein Hehl daraus, dass die Erfahrungen noch so schmerzlich sein können, sie belehren kaum. Dagmar Engelmann (geb. 1955) zitiert Ingeborg Bachmann: „Die Geschichte lehrt uns dauernd, aber sie findet keine Schüler.“

**Julius Mosen** 155. Todestag am 10. Oktober 2022

Der vogtländische Dichter und Dramaturg am Hoftheater Oldenburg Julius Mosen hat 2022 den 155. Todestag. Gemeinsam mit den Feiern zum 900. Jahrestag der Stadt Plauen soll seiner gedacht werden. In ein Werk, das zu diesem Jubiläum entsteht, konnte ich während der Entstehung Einblick nehmen.

**Volker Müllers *Kleinen Julius-Mosen Zyklus*** durfte ich bereits vor der Fertigstellung lesen; es war eine erfreulich-angenehme Lektüre. Da der Zyklus noch nicht abgeschlossen ist, soll wenigstens die Vorfreude auf das manche Erwartungen befriedigende Werk geweckt werden, in dem Spiegelungen Mosens die substantivischen Überschriften bilden. Einer der Texte sei hier aufgenommen:

### **Der Streitbare**

Wie haben *wir* die großen Fragen beschieden?  
Was sind *wir* bereit, zu tun?

Die Sache ist nicht so einfach  
Hand aufs Herz: Würde der Dichter sich zu Hause fühlen  
im Hier und Heute?  
Würde er nicht wie ehemals sagen, es muss etwas geschehen,  
sofort und in aller Konsequenz,  
den Reichtum gerecht zu verteilen,  
dem Einzelnen Luft zum Atmen zu schaffen

Aber wär die Stimme überhaupt zu hören?  
Einer, der aus Marieney kommt  
und es nicht weiter bringt als nach Oldenburg  
Und Gedichte geschrieben hat er auch noch



## **Siegfried Martin: Träume vom Glück. Märchen Julius Mosens in acht Briefen gedeutet**

Julius Mosen war fasziniert von Märchen, von der Volkskunst überhaupt. Er widmete sich dem Sammeln von Volksdichtung und Volkskunst, widmete sich Märchen, Liedern und Sagen und ging methodisch ähnlich wie die Grimms und ihr Kreis auf dem Bökerhof (Westfalen) vor.

Auf seiner Italienreise, die er in seinem Tagebuch festhielt, ließ er sich Märchen von einem alten Seemann in Civita Vecchia während eines Zwangsaufenthaltes, der durch einen Sturm zustande kam, erzählen. Passagen aus *Georg Venlot* – Hegel und die Grimms erscheinen in persona – bestätigen diesen Zusammenhang zwingend und tangieren das Wirken der Grimms und ihres Kreises auf Julius Mosen. –

An der Romantik schätzte Mosen die Volksdichtung, die er in ihrem unverbrauchten Charakter, nicht in veränderten Überarbeitungen akzeptierte.

Der Begriff des „Heimatchichters“ bekommt bei Mosen dazu eine umfangreichere differenzierte Bedeutung: Heimatchichtung ist für ihn nicht regional begründet, sondern kommt sozial aus den unteren Schichten eines Volkes. Diese Dichtungen und diese Musik, nicht nur aus dem Vogtland, sondern auch aus Böhmen und Italien, zogen ihn lebenslang an, damit befriedigte er vor allem sein Interesse für Märchen und Lieder.

Nun hat Siegfried Martin, promovierter und habilitierter Lehrer, sich diesem Thema gewidmet, es jedoch eingeschränkt auf einen Briefwechsel mit einer vertrauten Freundin, deren Enkel auf Mosens Märchen reagiert haben. Ganz Pädagoge versucht Martin, den Reaktionen auf den Grund zu kommen und ihre pädagogisch-ethische Begründung ebenso zu finden wie ihre moralische Qualität.

Das schlichte, wohltuend beruhigend gestaltete Buch, das aus diesen Briefen entstanden ist, kommt in einem ausgefallenen Format daher, das seine Bewandnis hat: Es ist das Pendant zur Ausgabe der Märchen Mosens *Die geheimnisvolle Onda und andere Märchen* (2010). Sie in Reichweite liegen zu haben ist von Vorteil, denn Martins Briefe setzen die Kenntnis der Märchen bis ins einzelne Wort voraus, denn manchmal verfolgt er sogar die etymologische Herkunft und Entwicklung der Wörter (das fromme Kind). Gut ist es, wenn man auch Mosens *Erinnerungen* zur Hand hat - Siegfried Martin hatte sie, er beruft sich darauf in seiner Literaturübersicht (S. 53). Dadurch wird deutlich, wie die Erinnerungen Mosens an seine vogtländische Kindheit in den Märchen wirksam geworden sind.

Schließlich sei erinnert, dass auch der Mosen-Biograf Dieter Seidel sich mit Mosens Märchen beschäftigt hat und den historischen Beziehungen nachgegangen ist. Seidel stellte die besondere Bedeutung der Italienreise für Mosen heraus, denn auf dieser sammelte Mosen im Sinne der Grimms Märchen und beschäftigte sich theoretisch mit ihnen. In seiner Publikation zu den Märchen, die mir nur als Manuskript vorliegt, nahm Seidel auch Julius Mosens Bestimmung der Herkunft der Märchen auf, aus der der Beginn zitiert werden soll:

### **„Über Volksmärchen in Unteritalien**

Wie den Wanderer, der einsam auf fremden Pfaden weit von seiner Heimat zieht, zuweilen mit Macht ein Sehnen ergreift, das ihn an sein Vaterland und vergangene schöne Stunden mahnt, so erfasst jeglichen Menschen zuweilen in Augenblicken, wo er sich so ganz allein fühlt, wie ein Heimweh nach einer Heimat, von der wir alle ausgegangen sind und zu der wir hoffen, wieder zurückzukehren.

Dieses Gefühl ist Urstoff jeglicher Poesie. In seinem Urbeginn leitet es zu Gott. Göttertaten sind auch das Erste, was uns der Völker älteste Märchen sagen. Dann folgt die Zeit des Kämpfens und Ringens mit den rohen Kräften der Natur. Großer Kampf bedingt große Helden. So entstand die Welt der Recken und ihrer Taten gegen Riesen, Zauberer und die bösen Kräfte arger Feen. Der Mensch gewinnt friedliches Besitztum; es entstehen Große und Kleine, Reiche und Arme unter den Menschen.“

Siegfried Martin wählte den erziehungstheoretischen Ansatz für seinen Umgang mit Mosens Märchen. In einem *Prolog* zählt er auf, was Mosens Märchen aus der Wirklichkeit erfassen und wie sich in ihnen „unsere Hoffnungen, unsere Enttäuschungen und Verzweiflungen ausbreiten“. Neben den allgemeinen Empfindungen und Sehnsüchten sind es die sozialen Erfahrungen, die Mosen durch die Brüder Grimm und ihren Kreis kennenlernte. Mosen war davon so stark berührt, dass er die Grimms zu literarischen Gestalten in seiner Prosa – in *Georg Venlot*, wo auch Märchen Mosens stecken - werden ließ.

In seinen Briefen handelt Martin einzelne Schwerpunkte ab – das Handlungs- und Schicksalsgeflecht in Märchen im 1. Brief und einzelne Märchen in den anderen bis zum 7. Brief, der 8. Brief ist die Antwort der Briefpartnerin, in der sie etwas angestrengt didaktisch die Analysemethode Martins beschreibt und bis zu Lessings *Laokoon* greift..

Dabei überlässt der Autor seiner Briefpartnerin – Charlotte, eine sich rührend um die Enkel kümmernde Großmutter – Berichtigungen und Ergänzungen zu dem von ihm Geschriebenen und abschließend die Einordnung in das Bildungsideal Jean Piagets, der eine Art theoretische Grundlage für die Briefe gab.

Was ergänzt werden kann sind historische Einsichten, die den Märchen literarische Traditionen mitgeben, sind doch die Grundsituationen der Märchen auch international oft übereinstimmend, korrespondieren mit Mythen und Sagen - Franz Fühmann nannte Märchen deshalb herabgesunkene Mythen – über die Grenzen hinweg und lassen auch bei Julius Mosen die Grenzen zwischen Kunst- und Volksmärchen, und sei es nur in einzelnen Elementen wie dem weißen Hirsch, den es in verschiedenen national unterschiedlichen Märchen gibt, fließend werden. Mehrere Märchen hat Mosen aus Italien mitgebracht, andere sich erzählen lassen..

Nachbemerkungen von Frieder Spitzner, der auch lektorierend in dem Bändchen tätig war, bezeichnen Martins Erörterungen als späte „Rezension“ zu den 2010 herausgegebenen Märchen Mosens. Man könnte die Briefe sogar in dem klassischen Sinne als „Kritik“ bezeichnen, wie in Zeiten von Aufklärung und Klassik die Erörterungen zu grundlegenden Ausarbeitungen zum Umgang miteinander, also auch mit Literatur, bezeichnet wurden. Insofern ist Spitzners Hinweis auf die Bedeutung dieser Briefe für Lehrer wichtig und hat hoffentlich Folgen.

Siegfried Martin: Träume vom Glück. Märchen Julius Mosens in acht Briefen gedeutet. Auerbach 2022, 69 S.

*Jubiläen und Gedenktage*

## **Stephan Hermlin, 25. Todestag am 6. April**

**„Ich selber empfand mich ja als deutschen Schriftsteller.“** (In einem Interview 1983)

Am 6. April 2022 jährte sich der Todestag von Stephan Hermlin (1915-1997), der eigentlich Rudolf Leder hieß, zum 25. Mal. Sein Werk ist schmal, seine literarische und politische Bedeutung überragend.

Mehrfach habe ich den Dichter und Übersetzer getroffen, am 22.°Mai 1962 zum ersten Mal. Hans Mayer, mein Lehrer, hatte ihn, zum wiederholten Male, nach Leipzig eingeladen. Hans Mayer und Stephan Hermlin – das waren Vertraute und Freunde seit der Zeit des Exils, Gleichgesinnte in der Nachkriegszeit, die beide 1947/48 den Weg von West nach Ost gegangen waren. Eine Sammlung von 30 Aufsätzen Hermlins und Mayers (*Ansichten über einige Bücher und Schriftsteller*) von 1947, hervorgegangen aus einer Sendereihe *Neue Bücher* bei Radio Frankfurt a. M., erklärte das Prinzip ihres Umgangs mit Literatur: Es wird „der Strich sehr scharf gezogen zwischen der echten deutschen Literatur und den hybriden Gebilden faschistischer Überbleibsel unter unseren Schriftstellern.“ Sie fanden Beispiele.

Antifaschismus war ihre Grundhaltung; sie führte sie vom Westen nach dem Osten; dem Prinzip blieben sie lebenslang treu, so unterschiedlich ihre Wege später verliefen. Auch an dem 22.°Mai hatte Hermlin Gedichte aus den Exiljahren gelesen; das Ende des Exils war der Anfang des Dichters Stephan Hermlin; diese Zeit bestimmte das literarische, kritische und essayistische Schaffen, das im November 1944 mit der Nummer 1 der in der Schweiz herausgegebenen Zeitschrift *Über die Grenzen (Von Flüchtlingen – Für Flüchtlinge)* begann.

1936 war der junge Hermlin als Kommunist bedroht und wurde zum Flüchtling. Im Exil hielt er sich in Palästina, Frankreich, der Schweiz und anderen Ländern auf, immer widerständig gegen den Faschismus. Das Gedicht *Ballade von einer sterbenden Stadt* (1943) hat die Erinnerung bewahrt:

„Aus den Ebenen fahl / Schwindet verdunkelt das Licht.“

heißt es im Refrain des Gedichtes. In den wenigen Versen wird eine Spur der geistigen Welt Hermlins erkennbar, zu Symbolisten und Surrealisten, zu Mallarmé, Apollinaire, Aragon – an den er im Mai 1945 einen *Offenen Brief* schrieb, um dessen Forderung, man solle den Deutschen die französische Kunst entziehen, zu konfrontieren mit der Tatsache, dass sie beide den gleichen Feind hatten, den deutschen Faschismus.

Eine ähnliche Neigung, auch bei anderen vorhanden wie bei Johannes R. Becher, galt der Barockdichtung, einer Dichtung aus Zeiten des Krieges und der Schmerzen. Schmerzen musste er in seinen schlimmsten Ausprägungen in Faschismus und Exil erleben und sah sich stellvertretend für die Betroffenen: „Jeder ist der Schatten aller.“ hieß es in dem Gedicht *Die Waffen des Schmerzes* von Eluard, übersetzt von Hermlin.

Seine Gedichte und seine Übersetzungen sind sprachliche Kunstwerke und politische Dokumente. Krieg und Exil sind entscheidende Themen. Doch nahm seine Dichtung die geistigen Landschaften von der Antike bis ins Alte Testament auf. Seine poetische Welt sah auch Hoffnungsschimmer auf Frieden und neues Gestalten in der Gegenwart; es wurde von ihm hymnisch gewürdigt:

„Wir haben ja nur begonnen / Wie wird erst die Zukunft sein: /  
Strahlend wie zaubrische Sonnen, / Würzig wie dunkler Wein ...“  
(*Mansfelder Oratorium*, 1950).

Bewundernswert bereitete Hermlin das vom Symbolismus und Surrealismus beeinflusste lyrische Material für die neuen Themen auf. Vorbilder wie Hölderlin begleiteten ihn. Immer wieder wurden Gegensätze wie Licht und Dunkel, Tod und Freiheit, Klage und Gesang zum Spannungsraum, in dem sich lyrisches Geschehen vollzog. So kann man durch seine Gedichte lesend wandern; sie bilden eine Einheit, gegliedert durch Metaphern und Bildwelten, oft auch durch strukturelle Gemeinsamkeiten wie die *Zwölf Balladen von den Großen Städten*, Hermlins erste Sammlung, Zürich 1945.

1954 schrieb er z. B. das Libretto für einen *Ludwig-van-Beethoven*-Film. Nicht jeder akzeptierte seine Traditionen, seine Formenstrenge und sein Traditionsbewusstsein. 1962 schrieb Paul Wiens im *Neuen Deutschland* ein poetisches Porträt *Stephan Hermlin*, das mit der „Moral“ endete: „Oh, Friedensbote, den ich gern erspähe - / ein wenig näher Deine ferne Nähe!“

Ende der fünfziger Jahre zog er sich vom offiziellen Literaturbetrieb weitgehend zurück und widmete sich speziellen literarischen Entwicklungen: Am 12.°Dezember 1962 war er mit der Lesung *Junge Lyrik. Unbekannt und unveröffentlicht* in der Akademie der Initiator der legendären Lyrikwelle, die auf eine junge Lyrik, wie die Volker Brauns und Rainer Kirschs und anderer, aufmerksam machte, ihm selbst aber Kritik, Verdruss und Verurteilungen eintrug. Aber er blieb bei seiner Überzeugung von einer sozialistischen Zukunft der Menschheit. In einem Brief vom 25.°Oktober 1961 schrieb er an den westdeutschen Theaterhistoriker Klaus Völker: „Sollte man den Sozialismus aufgeben, weil in ihm Dummköpfe und Engstirnige auftreten? Wie lautet die Alternative zum Sozialismus? Sie lautet Barbarei.“

1979 löste das Buch *Abendlicht* eine Welle der Bewunderung und der Deutungsversuche aus. Die klare Diktion erregte Aufsehen, die Beschreibung eines Weges zu Literatur und kommunistischer Grundhaltung faszinierte. Es gab einen autobiografischen Hintergrund, ohne dass es eine Autobiografie war. Nicht Individuelles, sondern Grundsätzliches der historischen Entwicklung wurde beschrieben. Kronzeugen von C. D. Friedrich bis zu Robert Walser, Rilke und Gerhart Hauptmann wurden angerufen, um diesen Weg zu erklären. Erinnerung vollzog sich als Erinnerung an Bilder. Ich schrieb damals: Man „hat dennoch stets das Gefühl, nicht alles über diese Lebensetappen zu wissen“.

1981 initiierte Hermlin die *Berliner Begegnung zur Friedensförderung*, deren Sinn allein das Treffen deutsch-deutscher Schriftsteller in einer Zeit der Hochrüstung war, wie Hermlin erklärte: „Das Ziel dieser Begegnung liegt also in ihr selbst, in ihrem Stattfinden, in der Herstellung von Vertrauen, das zu weiteren Begegnungen führen sollte.“ Eines seiner Werke wurde zum Dokument von Hermlins ästhetischem Programm, sein *Deutsches Lesebuch. Von Luther bis Liebknecht* (1976). Es ist ein bleibendes Dokument einer mächtigen Dichtung.

## Der Dichter Thomas Rosenlöcher starb am 12./13. April 2022

Thomas Rosenlöcher (geb. am 29. Juli 1947 in Dresden) war ein vielseitiger und wirkungsmächtiger Dichter, der besonders mit seiner ironischen Betrachtung der Gegenwart wirksam wurde. Berühmt wurde er mit seinen Gedichtbänden *Ich lag im Garten von Kleinzschachwitz* (1982) und *Schneebier* (1988). Es entstand in der Folge ein umfangreiches Werk, zu dem auch Kinderbücher gehörten. In seiner Dichtung spielen zahlreiche Orte eine Rolle, die er zu bereisen empfahl. Es entstand ein großes Verzeichnis, an dessen Spitze die heimatliche Elbe und das Elbtal stehen. Landschaften waren ihm immer ein Erlebnis, aber der Mensch und Lyriker hatte Angst um sie. Er sah die Landschaften bedroht von Industrie und Technik; schon frühzeitig war er ein Warner und Umweltschützer, als diese Begriffe noch Seltenheitswert hatten.

### *Ausfahrt*

Die halbe Nacht bist du gefahren, / quer durch das Land hierher,  
in seiner Majestät nach Jahren / erstehn zu sehn das Meer.//  
Und gehst längs eines Felds umflirt / von mohndurchschossnem Gelb,  
da zwitschernd eine Lerche schwirrt, / als gälte es die Welt, //  
die scharfgeschnittenen Hügel an. / Und wirklich kommt zur Linken  
das Meer bis an das Dorf heran / als krauses Kräuselblinken, //  
da sich über den Hügelrand / ein Riesengletscher schiebt,  
und du dastehst und unverwandt / schaut: Dass es Wolken gibt. //  
Hals über Kopf losläufst und schreist, / nicht weißt, wohin dich wenden.  
Das Meer, das links ein Zipfel war, / liegt nun an allen Enden, //  
Und dehnt sich aus rings um dich her, / unnahbar nah im Bogen,  
und hinter ihm ist noch ein Meer / ergrauend aufgezogen. //  
Bis an den fernsten Himmelsstrich / von Schiffen überwacht.  
Und auf den Inseln drehen sich / die Fledermausohren der Macht. //  
Doch deine Augen halten fest, / dass dich, glanzübersonnt,  
ein drittes Meer mitfahren lässt, / bis hintern Horizont.

Die in dem Gedicht beschriebene Reise geht an die Ostsee, beginnend in Dresden, Rosenlöchers geliebter Stadt. Für den Binnenländer ist die Fahrt an die See ein großes Erlebnis; das wird in diesem Gedicht deutlich: Das lyrische Subjekt fährt im Juni – der Ginster blüht und ist „mohndurchschossen“. Anzunehmen ist, dass die Fahrt auf die Insel Hiddensee geht, die im Mai und Juni durch blühenden Ginster geprägt wird und deren scharfgeschnittener Hügel der Dornbusch ist. Hinzu kommt die mehrfache Sicht auf das Meer: Zuerst wenn man sich der Insel nähert und auf der Überfahrt sieht man den Bodden und seine Verbindungen zum Meer, dann auf der Insel das Meer ringsum und schließlich die Wolkenwand, die wie ein drittes Meer wirkt. Mitten in diesem unbegrenzt scheinenden Meer sind aber die Grenzsicherungen: Die Schiffe auf dem Meer sind Wachboote und die Abhóranlagen sind die des Sicherheitsdienstes. Spátestens dort ist die Reise zu Ende: Wenn das lyrische Subjekt bereits zuvor völlig verunsichert wegláuft, dann vor diesem Widerspruch von unbegrenzter Weite des Reisens und geringen Móglichkeit. Der Wechsel von vier- und dreihebigen jambischen Versen tendiert zum Rhythmus eines Volkslieds und weist damit auf Bewegung.

Thomas Rosenlöcher dachte 1990 über Gehen, Wandern und ihre Bedeutung für Dichtung nach. Er bezog sich absichtsvoll auf Heinrich Heine und dessen *Harzreise*, die er in den Titel seiner Schrift *Die Wiederentdeckung des Gehens beim Wandern. Harzreise* (1991) aufnahm. Der Ich-Erzähler, bis hin zur äußerlichen Beschreibung als Thomas Rosenlöcher zu erkennen und dessen Ironie, teils auch einen ungewohnten Zynismus verwendend, macht sich am 1. Juli 1990 auf zur Wanderung „in den Harz“<sup>1</sup>: Es ist der Tag der Einführung der Deutschen Mark im Osten. Bereits zu Beginn seiner Wanderung, auf den Stationen vor dem Harz, erlebt er historische Veränderungen und bringt sie, unter Nutzung des

---

<sup>1</sup> Rosenlöcher: *Die Wiederentdeckung des Gehens beim Wandern*, S. 9

berühmten Goethe-Wortes über die Schlacht von Valmy, zur Erkenntnis: „Von hier und heute ging einer der größten Bankrotte der Weltgeschichte aus, und unsereins musste sagen, er wäre dabei gewesen.“<sup>2</sup> Er erinnert an Kronzeugen deutscher Reisedichtung wie Klopstock, Seume, Goethe, wandert zu Orten Heines wie Göttingen usw., aber das frühere Reisen, Wandern und Unterwegs sind längst abgelöst worden von einer modernen Art des Reisens, wenn schon nicht mit chromglitzernden Autos, dann sind „ganze Büros“ unterwegs und: „Scharenweise grölten sie aufwärts.“ Der wandernde Dichter mit Rucksack und sich lösenden Sohlen sieht sich als „die Verteidigung des wirklichen Wanderns“<sup>3</sup>. Sein skeptischer Bericht über das Wandern wird zum skeptischen Bericht über die historische Situation und deren Entwicklung und zur ernüchternden Bestandsaufnahme von Reisedichtung.

Thomas Rosenlöchers Wanderung durch das Leben ist zu Ende; ein großer Dichter, zudem heimatverbunden und kritischer Zeitzeuge, hat ein beeindruckendes Werk hinterlassen, das ihn unvergesslich macht.

---

<sup>2</sup> Rosenlöcher: Die Wiederentdeckung des Gehens beim Wandern, S.°16

<sup>3</sup> Rosenlöcher: Die Wiederentdeckung des Gehens beim Wandern, S.°76

## Marginalien

### Der vogtländische Krimi-Autor Fred Ufer (1942-2012) von Thorald Meisel

Unter dem Titel *Fingerzeige eines Toten* erschien 1988 in der DDR ein Kriminalroman, dessen Inhalt kurz erzählt ist: An einem späten Sommerabend wird in einer kleinen vogtländischen Stadt der Lehrer Christian Erzberger von einem Taxi angefahren. Der stirbt am Unfallort. Der Taxifahrer behauptet, eine flüchtende Person gesehen zu haben, der Erzberger offensichtlich folgen wollte, als das Unglück geschah. Bei der Aufklärung des Unfalls stößt Oberleutnant Dieter Adler auf Ereignisse, die bis in den Zweiten Weltkrieg zurück reichen.

Die Kleinstadt, in der das Geschehen angesiedelt ist, erkennt der ortskundige Leser schnell als Adorf. Geschrieben hat den Krimi Fred Unger. Der Name ist ein Pseudonym für einen Adorfer, der 1942 geboren wurde und im März 2012 starb. So sagt es zumindest die Auskunft der Deutschen Digitalen Bibliothek. Die Wahrscheinlichkeit ist groß, dass der Autor Fred Ufer identisch ist mit Friedhold Ufer, dem Sohn des Adorfer Ehepaares Elsa und Kurt Ufer.

Der Autor hat literarisch viele Spuren hinterlassen. In der Krimi-Reihe *Blaulicht*, die von 1958 bis 1990 in der DDR mit insgesamt 285 Ausgaben erschien, tauchte Fred Ufer 1971 mit der Erzählung *Anglerlatein* erstmals auf. Es folgten die Bändchen *Lücken in der Sammlung* (1973), *Im Dreieck* (1974), *Schweigen aus Berechnung* und *Am Nachmittag träumt man nicht*. Die Hefte erschienen zunächst im Verlag des Ministerium des Innern und ab 1963 im Verlag Das Neue Berlin. Im Laufe der Jahre entwickelte sich der Krimi dabei von einer Romanzeitung zu einem ausgewachsenen Kriminalroman.

Für die Krimis von Fred Unger, deren Detailtreue errahnen lässt, dass er mit der Kriminalpolizei zu tun hatte, interessierte sich auch der Rundfunk, der 1977 das 30-minütige Hörspiel *Gespenster morden nicht* produzierte, das auf einem alten Landsitz in England spielt. 1978 folgte das Hörspiel *Mord mit Ladehemmung*.

Bekannt wurde der Krimi-Autor aus der DDR auch in der BRD. Bei Rowohlt in Hamburg erschienen 1985 *Genossen contra Ganoven – Kriminalgeschichten aus der DDR*. In der Besprechung zum Buch heißt es: „Zwei Deutschländer also, BRD und DDR, heißen, und in beiden verstoßen Menschen gegen das jeweils gültige Gesetz. Die Delikte sind, von Ausnahmen ausgeschlossen, mehr oder weniger die gleichen. Zwischen einem Mord in Frankfurt/Main und einem in Frankfurt/Oder gibt es kaum einen Unterschied hinsichtlich der Tatbestandsmerkmale oder der polizeilichen Aufklärungsarbeit. Raub bleibt Raub ...“

*Ich bin kein Golem* hieß 1990 das letzte Buch von Fred Ufer, das in der DDR erschien. Die weitere literarische Spur des Autors führt in den Spreewald, speziell nach Lübbenau. Bis 2000 erschienen von dem gebürtigen Adorfer weitere Bücher, so 1993 *Erkundungen im Spreewald* unter dem Titel *Was kaum im Reiseführer steht*, 1997 *Undurchsichtig wie Spreewaldsoße* (Eulenspiegel-Verlag) mit Kurzkrimis aus der Pohlenz-Schänke und dem Hirschwinkel sowie der Band *Schobergeschichten*. Von Letzterem sind im Internet sogar Exemplare mit Signatur des Autors im Angebot.